Brief des John Ritsch, Esq.

Wenn der Mensch Pech hat. — Gedanken darüber, was Leute denken könnten.

Kei-Mann's Land, Tera im Kognito, dieses Kaunti, Staat un Kontri U. S. Nordamörikä, Datum des heutige.

Mister Editer!

Ich weeß nit, ob Sie rimembern. Well, wann Ich Ihne rimeind, wern Sie schur rimembern. Awwer des kimmt erst später.

Aageblicklich handelt es sich um Mei momentane Posisichen. Un die hot e große Riesemblenz mit eme Quetschekern. Nämlich Ich bin drin derfor. Oder uff gut Deitsch gesagt: Ich hen Mein Fuß enei gethan.

Also wie Ich Ihne wahrheitsgetreu un äbsolutli akording zu der nadichte (hoffentlich denke Sie sich da derbei nix Schlechtes) Truth riportet hen, sein Ich e Futschitiff bifor Ungeziefer. Sie wisse ja, wie Mir's gegange is. Deswege, in Anbetracht dun die Aenimals, wo e nihilistische Anarktischteverschwörung gege Mich gemacht hawwe, sein Ich so weit nördlich gemuvt wie möglich. Des is nätscherell. Je weiter nördlich, desto weniger Moskitters et all.

Jetz hätt Ich kompäretivli e glückliches Lebe führn könne. Da is der Nord New Yorter Tschalli un da sein Leit, wo Tarok spiele, un es giebt einge Art von domestik un imported Weins, Lickers un Siggahrs un es gebt domestik Freiluntsch aus importete Wörstche un tschinuein dötsch Sauerkraut un üwwerhaupt Alles. Dun der Menätscherie in Meim Haus bin Ich dorch en Meerarm getrennt, un die Alti is weit weg.

Also könnt Ich eigentlich häppy, zefriede, glücklich un kontent sei.

Des war Ich aach. Ei, warum denn nit? Ich hen es Mir ausgemalt, wie Ich, dun alle Sorge befreit, im größte Kognito e Lebe führe thät, wie e Förscht. Of course: Disent un moräll. Des is nämlich die Hauptsach. De annere Weg könnt Ich es nämlich nit achte. Könnte Sie, Mister Editer?

Pfui Teufel! Schäme Sie Ihne!

Also Ich wohn da geachtet un geehrt in eme Haus als geförnischter Tschentelmänn un fahr jede Tag (oder so there — äbauts) nach Brooklyn, for en Brief an die Alti in der Nachbarschaft dun Unseren Haus in de Kaschte ze schmeiße un Ich bin glücklich un häppy un denk Mir „Könnt es dann nit immer der Weg sei, wie es jetz der Weg is?"

Da kimmt des Schicksal! — —

* * *

Un deswege hen Ich Ihne in der Einleitun gefragt, ob Sie remembern. Thun Sie, Mister Editor?

Nämlich die Misses Meyer an der Eck. Sie is meiner Alti intimste Lädy-Frendin, in Konsequenz un weil sie sich gegeseitig nit ausstehn könne, enanner gegeseitig nit ausstehn jksijF: si könne, sich aus purem Speit Dresses kaafe, um enanner ze ärgern, un üwwerhaupt Alles thun, um sich gegeseitig enanner each other in die französische Fits ze werfe. Ich haß der Alti ihr Busefreindin. Ich haß die Misses Meyer. Awwer des macht nix aus. Die Alti hot en lang estäblischte Verdacht, daß sie Riesen hätt, uff die Misses Meyer tschelloß ze sei. Die Misses Meyer ihrerseits is mäd an Mich, weil Ich der Alti noch nie Riesen gegewwe hab, Resen ze hawwe for ihr Tschellossie uff die Misses Meyer.

Kenne Sie sich jetz aus, Mister Editer?

Well! Also, wie Ich heint Morchens in Meim neie Heim die Trepp erunner geh, da hör Ich uff emol e Stimm: „Mister Ritsch!!!!"

Es war die Misses Meyer!!

Jetz stelle Sie sich emol vor, Mister Editer!

Die Misses Meyer denkt natürlich, Ich hätt, oder Ich wär, oder Ich hett gedenkt, oder Ich hätt die Intentschen gehatt oder Ich hätt nit gedenkt, daß, oder Ich hätt —

Un die Alti, wo des natürlich riported kriegt, die denkt, un die glaabt, un die weeß, un die is schur, daß: (Siehe Enziklopedeia unner „Kreims" oder „Kapitalverbreche mit lebensgefährliche Todesstraf.")

Ihne des Nämliche wünschend
Mit Rigards
Ihr unglücklicher Frent
John Ritsch, Esq.

Sein Standpunkt.

Student (in der Zeitung lesend): „Die Sicherheit in unserer Stadt nimmt immer mehr ab .... das merk' ich auch; alle Augenblicke läuft man einem Gläubiger in die Hände!"

Heimgegeben.

Gigerl: „Herr Doktor, ich habe Sie zu mir rufen lassen, muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich zu der ganzen modernen Medizinerei nicht das geringste Vertrauen habe."

Arzt: „Das thut nichts. Ein Esel z. B. hat gar kein Vertrauen zum Thierarzt und wird doch kurirt."

Die Tochter des Soldaten.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der von 1676 bis 1747 lebte, war bekanntlich ein sehr schneidiger Kriegsmann. Er war ein „geborener Soldat" und da er zugleich regierender Fürst war, so that er Manches, was vom militärischen Standpunkte aus eher zu verzeihen war, als vom politischen. Es fehlte ihm aber auch nicht an etlichen guten Eigenschaften in rein menschlichem Sinne, und so hat er denn auch trotz mancher recht gewaltsamen Handlungen kein unfreundliches Andenken hinterlassen. Der „alte Dessauer" wurde nicht blos durch seine kriegerischen Leistungen — insbesondere hatte ihm Preußen im ersten schlesischen Kriege einige Siege zu verdanken — eine Berühmtheit, sondern auch durch das wunderliche Gemisch von Rauhheit und Gutmüthigkeit in seiner Natur. Welch zarter Gefühle er fähig war, bewies unter Anderem der Schmerz, den ihm die Krankheit seiner (mit dem Fürsten Viktor Friedrich zu Anhalt-Bernburg verheiratheten) Tochter machte. Da sah man den Kriegshelden stundenlang im Schloßgarten herumlaufen und weinen, und die daselbst beschäftigten Arbeiter hörten ihn immer wieder jammern: „Herr Gott, ich habe lange nichts von Dir erbeten und ich will Dir auch so bald nicht wieder kommen, aber laß jetzt mein Kind gesund werden!" Dieses Gebet nützte dem gequälten Vater nichts und die Fürstin starb. Kurz vor ihrem Tode erwies sie sich noch als echtes Kind des Soldaten: Ihr letzter Wunsch war, den Vater noch einmal — mit seinem berühmten Regiment manövriren zu sehen. Der alte Dessauer aber ließ sich nicht lange bitten. Das preußische Regiment, dessen Oberst er war, lag in Halle. Sofort ging ein Eilbote ab und — das Regiment marschirte nach Bernburg. Mit klingendem Spiele zog es nach dem Schlosse und in dem weiten Schloßhofe ließ es nun der Vater, mit Thränen in den Augen, einige Uebungen machen, während die todtkranke Tochter, die man an's Fenster ihres Sterbezimmers getragen hatte, von dort aus zusah. Das Regiment marschirte dann vor die Stadt, wo es sich lagerte und bewirthet wurde. Die Offiziere speisten im Schlosse an der fürstlichen Tafel. Der alte Dessauer aber lief wieder im Garten herum und weinte.

Das Jubiläum einer schönen Mexikanerin.

100 Jahre sind jetzt seit der Einführung der Georgine oder Dahlie aus Mexiko in Deutschland verflossen. Alexander von Humboldt war es, der die schöne Mexikanerin dadurch einführte, daß er Samen gelber und rother Dahliensorten aus Amerika den Berliner Botanischen Garten zugehen ließ. Schon im Jahre 1784 war die erste Dahlienpflanze durch Vinzent Zervantes an Kavanilles in Madrid gesandt worden, der sie nach dem damals berühmtesten schwedischen Botaniker und Schüler Linnes, Andreas Dahl, Dahlie nannte. Den Berliner Botaniker Willdenow beliebte es, die Dahlie zu Ehren seines Petersburger Freundes und Gönners Georgie den Namen Georgine zu geben. Als Georgine hat sich die Dahlie in deutschen Gärten überall eingebürgert und beliebt gemacht. Von Spanien aus wurde sie 1787 in England eingeführt; 1802 kam sie nach Frankreich und, wie gesagt, 1804 durch Humboldt nach Deutschland. Als es 1808 dem Karlsruher Garteninspektor gelang, die erste „volle" Dahlie zu ziehen, begann die Glanzperiode des schönen, blumenreichen Gewächses, während welcher sich die Spekulation seiner so hochgradig bemächtigte, daß sie schon im Jahre 1820 20 „gefüllte" Spielarten aufzuweisen hatte. In den Jahren 1830 bis 36 war England in der Dahlienzucht obenauf, und von da an zeigte sich auch in Deutschland, besonders in Erfurt, reges Interesse für die Dahlienkultur. In der Neuzeit ist man in der Dahlienkultur wieder vielfach zu den Stammformen zurückgekehrt, hat auch der „Kaktusgeorgine" viel Aufmerksamkeit geschenkt, ist jedoch bei allen diesen Bestrebungen schließlich immer wieder auf die schöne volle Dahlie von Rosenform zurückgekommen.

Der Dichter des Andreas Hofer-Liedes,

Julius Mosen, bewohnte, wie durch einen seiner Briefe an Ludwig Tieck festgestellt ist, von 1827 bis 1828, als er in Leipzig unter großen Entbehrungen die Rechte studirte, ein Zimmer in dem Hause Peters-Straße No. 60, das ist die jetzige Nummer 31. Das Haus gehörte dem Krämer und Schankwirth Kayser und ist, den Nachweisen Pfarrer Merkels in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Ztg." zufolge, bis heute unverändert geblieben. In dem Bau mit der schmalen zweifenstrigen Front und dem vorspringenden Erker hat der Dichter in einem „Käfig unter dem Dache", d. h. in einem abgeschrägten Mansardenstübchen des obersten Stockes, wie ein „eingesperrter, hungernder Kanarienvogel" gehaust, gearbeitet und gedarbt. Wie er selbst mittheilt, war er damals so arm, daß er die Reinschrift seiner Examensarbeiten im Bett anfertigte, um warme Finger zum Schreiben zu haben; Heizmaterial vermochte er sich nicht zu kaufen. Es wird jetzt beabsichtigt, das Haus mit einer Gedenktafel zu schmücken.

Die garstige Hella.

Von Gertrud Baronin von Parpart.

„Gelt, Kinderfrau, jetzt bin ich doch auch so schön wie Mama?"

Ein lautes Schnarchen ist die Antwort. Frau Susanne ist müde, sie hat den halben Tag am Plättbrett gestanden und hat mit der kleinen Hella herumtollen müssen; auch ist es nicht leicht Kinderlaunen zu ertragen.

Hella scheint sehr zufrieden mit ihrem Spiegelbilde. Sie hat sich ein Fußbänkchen geholt, um besser zu sehen. Es ist auch ganz gut, daß die alte Kindermuhme schläft, kann sie doch nun weit ungenierter auf Mamas Toilettentisch herumkramen. Wie interessant das alles darauf ist, und wie viel hübscher immer die Mama aussieht, wenn sie eine Stunde davor gesessen. Ach, lebensgern, möchte Hella auch so hübsch aussehen, damit sie nicht immer die „garstige Hella„ genannt wird. O, sie weiß ganz gut, wie die schöne Mama alles macht, unbemerkt hat sie beim Spielen ihr zugeschaut.

Rothe Backen wie diese hat sie sich jetzt bereits angemalt, aber es fehlte noch etwas.

Halt, in diesem Büchschen ist etwas Weißes enthalten, damit hat sich die Mama auch angemalt; ja, aber da sind ja die hübschen rothen Backen wieder fort. Sinnend denkt Hella nach. Richtig, die schöne Mama hat erst nachher die rothe Pomade aufgemalt. Ja, so geht es, — o, wie der Papa sich freuen wird! Ob er nun auch zu ihr wie zu Mama sagen wird: „Wie schön bist du, mein Liebling!"

Ach, und hier liegen so niedliche Löckchen, die Mama wohl vergessen, die Papa ihr immer so gern scherzend aus der Stirn streicht. Ja, die muß Hella natürlich auch haben.

Wie komisch die blonden Haare dazu aussehen, aber das schadet ja nichts, das muß wohl so sein. Die dummen Haarnadeln wollen auch gar nicht halten!

Nun ist sie fertig! Wie drollig sie im Spiegel aussieht; glückselig lächelt sie sich an in demselben.

Aha, jetzt kommt der Vater!

Blitzschnell ist sie von der Fußbank herunter. Die Schritte nähern sich — jetzt geht die Thür auf.

„Papachen, liebes Papachen, sieh' mich doch nur an!" ruft sie jubelnd dem Eintretenden entgegen, der, mißmuthig über die Entfernung der Gattin, das Kind kaum bemerkt. „Sehe ich nicht hübsch aus, gelt, nun bin ich doch nicht mehr die garstige Hella!"

Wie aus tiefem Sinnen fährt der Vater empor. Ja, was ist das? Traut er denn seinen Augen? Wie ein Clown steht das Kind — das Kind seiner ersten, so heißgeliebten Gattin vor ihm.

„Hella, was soll das, was hast du gemacht? Wo ist Susanna?"

Traumumfangen fährt diese bei dem barschen Ton aus ihrer Schlummerecke in die Höhe, während Hella wie ein verschüchtertes Vögelchen von einem zum anderen schaut. Entsetzt haften Susannes Augen auf dem Kinde.

Herrjemine, Hellaken, wie siehst du denn aus, hab' ein Augenblickchen en bißchen gedruselt, da macht das Goldkind so 'ne Geschichte, nee so was!"

„Geh', Susanne, besorge die Lampe, ich bleibe bei dem Kinde."

„Hella, um Himmelswillen, was soll das, wie in aller Welt kommst du auf solche Dummheiten, Kind?"

Angstvoll schaute Hella zu ihrem Vater auf; ist es derselbe, der sonst so lieb zu ihr ist, und sie hatte sich doch so sehr gerade auf diesen Augenblick gefreut.

„Komm' her und antworte!"

„Ach, Pachen, liebes Pachen, bitte bitte, nicht böse sein! Ich wollt' doch so gerne auch so aussehen, wie die hübsche Mama, dann würdest du mich auch so lieb haben und . . . ja, dann würde Mama mich nicht immer die „garstige Hella" mehr nennen."

Rasch hatte Heall das erglühende Gesichtchen in des Vaters Schooß geborgen. Bewegt hat dieser das Kind jetzt an sich gezogen; aber er darf nicht weich werden.

„Wo aber, Hella, hast du nur das dumme Zeug alles gefunden, ich werde deine Spielsachen mehr überwachen."

„Aber Pachen, das sind ja doch alles Mamas schöne Sachen, da spielt es sich so schön 'mit, und ehe sie ausfährt, macht sie es gerade wie ich, hab's schon ganz gut gelernt. Erst kommt nämlich die weiße Pomade und dann erst die rothe, denn sieh nur, sonst gehen ja die hübschen rothen Backen wieder fort. Nur die dummen Locken kriege ich nicht fest, die sitzen bei Mama weit besser."

Athemlos hat das Kind alles herausgeplaudert und hat nicht bemerkt, wie jedes Wort ein Dolchstoß für den Vater ist, der wie gebrochen dort sitzt.

Also alles nur Schein . . . o, darum auch! Wie so manches wird ihm jetzt klar! . . .

Wo aber fängt der Schein an und wo beginnt die Wahrheit?

Laut auflachend schlägt er jetzt beide Hände vor das Gesicht.

Erst erschrocken, dann auch lachend, will Hella die Hände lösen — der Vater scherzt ja wieder —

Da fühlt sie plötzlich heiße Thränen auf ihr Gesichtchen herniederrieseln, die weiße und rothe Farbe mischt sich in häßliche Streifen.

Aengstlich und unsäglich traurig steht das arme Kind neben dem stummen Vater — alle Freude der jungen Kinderseele ist im Fluge dahin.

„Wasche das Kind, Susanne," ruft der Vater jetzt der eintretenden Dienerin entgegen, „und kämme es hübsch! Das Zeug da an der Stirn wirfst du in's Feuer!"

Hella klammert sich an den Vater. Ohne ein Wort der Erwiderung hat Susanne das erst widerstrebende Kind von den Armen des Vaters losgelöst und es hinausgeführt.

Dieser schaut nicht den todestraurigen Blick des kleinen Wesens. Noch immer ruht sein gramgebeugtes Haupt in seinen Händen.

„Das also war mein Glück?" ruft er jetzt bitter.

„Wo ich einst darbend an solchem auf jenen Felsen zu bauen glaubte — baute ich auf Sand — auf losen Sand . . ."

Ein Glück, dem die Wahrheit als Grundlage fehlt — kann es ein wahres Glück sein?

Goethe und Beethoven.

Professor August Sauer schreibt Folgendes über das Verhältniß Goethe's zu Beethoven: Dieser wendete sich zuerst 1811 in einem kurzen Schreiben an Goethe, worin er seiner großen Verehrung für den Dichter „herrlicher Schöpfungen" Ausdruck giebt und die baldige Uebersendung der Musik zu „Egmont" ankündigt. Goethe beantwortete den Brief Beethovens im Juni höflich und liebenswürdig. Im Juli und September 1812 trafen die beiden in Teplitz und Karlsbad persönlich zusammen. Goethe rühmt das „köstliche" Spiel Beethovens. Die Gegensätze aber in ihren Naturen ließen nicht ein inniges Verhältniß aufkommen, wie aus beider eigenen Berichten hervorgeht. Erst elf Jahre später, 1823, wandte sich Beethoven in höchster Noth abermals an Goethe um dessen Vermittlung am Weimarer Hof in einem längeren Brief, worin er dem „einzigen, unsterblichen Goethe" versichert, daß er seit den Jünglingsjahren „in seinen Schriften lebe". Goethe ließ diesen Brief unbeantwortet. Er beharrte überhaupt im allgemeinen bei seiner Meinung, daß die Neuerungen Beethovens kühn, maßlos und ungeheuer seien, daß dieser die Formen des Schönen zerstört und die der Musik gesetzten Schranken niedergerissen habe, während Beethoven bis an sein Lebensende ein begeisterter Verehrer der Goethe'schen Muse bleiben sollte.

Boshafte Druckfehler.

Der „Berner Bund" schreibt: Den höchsten Grad der Unverschämtheit scheint der Setzkastenkobold jüngst erreicht zu haben. Der Berner Männerchor hat das erfahren; das Programm zu seinem Konzerte in der Martinskirche in Chur ist durch diesen Geist auf's grausamste entstellt worden. Zu dem gefühlvollen Liede „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden, die letzten rothen Astern trag' herbei" hat er eine Variante für Feinschmecker erfunden: „Die letzten rothen Austern trag' herbei" hieß es auf dem Programm. Das wäre immerhin noch harmlos — ganz schlimm aber ist der zweite Streich. „Hoch strahlt vom Firmenschild Freiheit dein heres Bild" heißt es in der Vaterlandshymne aus dem Calvenfestspiel. Was wurde daraus? „„Hoch strahlt vom Firmenschild . . . ."

Entschlüpft.

Herr (in der Ahnengallerie): „Herr Kommerzienrath, Ihr Ahn aus dem siebenzehnten Jahrhundert sitzt ja auf einem Fahrrad! Das ist doch eine Unmöglichkeit!"

„Warum? Der hat noch ganz wo anders gesessen!"

Kennzeichen.

A. (auf der Soiree zu B.): „Sehen Sie, das ist der Herr von Pumpowski — der hat eine Million Schulden!"

B.: „Muß das aber ein alter Adel sein!"

Falsch aufgefaßt.

Sachse (tritt in ein Vorhaus auf einen Teppich, worauf das Wort „Salve" zu lesen ist): „Herrjesses, mir scheint, es ist Sie hier 'ne Apotheke!"

Ein Konkurrent des Pfaus.

In Japan und Korea giebt es eine höchst merkwürdige Hühnerart, die in ihrer Art ganz einzig unter allen bekannten Rassen dasteht. Diese Hühner sind, wie ein englisches Blatt schreibt, durch mehr als tausendjährige sorgfältige Zucht und Veredelung zu dem höchsten Grade der Vollendung entwickelt worden. Das Gefieder ist besonders prächtig, das Wundervollste aber sind die großen Schwänze. Ein kleines Hühnchen schon hat einen Schwanz glänzender Federn, die 12 bis 15 Fuß lang sind. Kein Züchter hält viel von einem Huhn, dessen Schwanz nicht wenigstens zwölf Fuß lang ist, und die stattlichste Erscheinung bietet ein Vogel, dessen Schwanz 20 Fuß mißt. Diese Schwänze sind fast immer von prächtiger Buntheit und schimmern in reichen Bronze-, Gold- und Karmasinfarben; damit sie nicht beschmutzt oder gequetscht werden, hüllen die Züchter sie zum Schutz in dünnes Reispapier. Die Zucht dieser Hühnchen begann in Korea noch vor dem Jahre 1000, und Jahrhunderte lang wurde die Pflege der Thiere vom Königshause unterstützt, und wer ein besonders schönes Exemplar aufgezogen hatte, erhielt große Ehren und Reichthümer. Infolgedessen gab es in Korea seit Jahrhunderten Familien, die von Geschlecht zu Geschlecht ihre einzige Lebensaufgabe nur darin sahen, ein möglichst langgeschwänztes Geflügel zu erzielen. Und natürlich erlangten sie darin eine erstaunliche Raffinirtheit. Man nimmt an, daß die Rasse von einer wilden Hühnerart abstammt, aber man weiß nicht, von welcher. Auf der Insel Schiloku pflegte der Herrscher der Provinz Tosa, der Diamya, die prächtigen Schwanzfedern als Speerschmuck zu verwenden; jede Schwanzfeder hat eine tiefere Bedeutung, sodaß ein ganzes System der Heraldik und Etikette sich aus diesen Symbolen entwickelt hat. Wenn sich die Federn des Huhnes entwickeln, muß es auf hohen Stangen sitzen, die bei fortschreitendem Wachsthum ständig erhöht werden, damit der Schwanz nie die Erde berührt.

Amüsante Eselsgeschichten.

Der Esel spielt in der humoristischen Literatur aller Länder und Zeiten eine Rolle. König Heinrich der Vierte von England wurde einst in einer Stadt mit großem Pomp empfangen, fühlte sich jedoch durch die lange und weitschweifende Rede des Bürgermeisters gelangweilt. Als inmitten der Anrede ein Esel zu schreien begann, sagte der Monarch zu dem Redner: „Meine Herren, jeder spreche zu seiner Zeit." Es wohl unnöthig, zu sagen, daß die Rede kurz darauf abgebrochen wurde. In einem irischen Gerichtshofe wiederholte sich dieselbe Szene. Ein Anwalt hatte des langen und breiten die Unschuld seines Klieten zu beweisen versucht, bis der Richter bei dem Schrei eines Esels einwarf: „Jeder zu seiner Zeit, bitte!" Der Anwalt ließ sich jedoch nicht verblüffen und al später der Richter bei der Bekanntgabe des Urtheils Freund Langohr vernahm, warf der Vertheidiger die Frage auf: „Hören Ew. Ehren nicht ein bemerkenswerthes Echo im Gerichtssaale? . . ."

Der Kernpunkt.

„Sieh' Hans, man soll nie rachsüchtig sein und seinen Feinden stets vergeben. Stelle Dir also einmal vor, ein Junge käme und prügelte Dich durch — was würdest Du da thun?"

Hans (nachdem er eine ganze Zeit still dagesessen und über dem Problem gegrübelt, mit pfiffiger Miene): „Du Mama — wie groß ist der Junge?"

Darum.

Freund (zum Schriftsteller): „Nun, wenn Du mit Deiner Frau so unglücklich lebst, warum läßt Du Dich nicht von ihr scheiden?"

Schriftsteller: „Was soll ich thun? Sie giebt mir immer wieder reizende Stoffe zu modernen Novellen!"

Arbeitsprogramm.

Dame (ein Gefängniß besuchend): „Haben Sie denn schon einige Pläne, wenn Ihre Strafzeit vorbei ist?"

Sträfling: „Ach ja, ein paar. Ich habe den Plan von zwei Postgebäuden und von vier Privatwohnungen."

Kein Verständniß.

Städter (zu einem Bauernmädchen): „Pflegt es vorzukommen, daß Sie sich langweilen?"

Bauernmädchen: „Dös was i nit, wia macht ma denn das?"

Geschickt ausgewichen.

Dichterling: „Wie gefällt Ihnen dieses Gedicht, das ich verfaßt habe?"

Bekannter: „Man sieht, es ist das richtige Produkt Ihres Wissens und Könnens."

Noch schlimmer.

Frau: „Mann, da hast Du schon wieder einen orthographischen Fehler gemacht. Du verstehst das Rechtschreiben nicht."

Mann: „Dafür aber verstehst Du um so mehr das Rechthaben!"

Falsch aufgefaßt.

Dichter: „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen einen Band meiner Gedichte zu Füßen lege?"

Fräulein: „Ach, ein Fußbänkchen thät' es ja auch!"

Im Theater

Junge Frau (zu ihrer Freundin, einer älteren Dame): „Da schau 'mal, wie prächtig die Schauspielerin in Ohnmacht fällt!"

Freundin: „Ich kenne das ja, dagegen ist es etwas für Dich, Du mußt es erst lernen."

Briefmarkensprache.

„Kennen Sie die Briefmarkensprache, Herr Maier?"

„Nur theilweise .... wenn z. B. auf einem Briefe von meinem Neffen, dem Studenten, gar keine Marke klebt, so weiß ich schon, was das heißt."

In der dumpfigen Großstadt.

Erster Radfahrer: „Warum pumpst Du denn Deine Pneumatiks nicht zu Haus voll?"

Zweiter Radfahrer: „Das thue ich immer erst, wenn ich eine halbe Meile aus der Stadt bin, da ist die Luft viel reiner!"

Aus dem Gerichtssaal.

Richter (zum Zeugen): „Hat Ihnen der des Diebstahls angeklagte Joseph Müller kein Versprechen gemacht?"

Zeuge: „Ja, Herr Richter."

„Was denn?"

Zeuge: „Er hat mir versprochen, daß er mich windelweich haut, wenn ich gegen ihn zeuge!"

In den Flitterwochen.

Er: „Schätzchen, Du mußt mir versprechen, daß Du immer diese Frisur tragen wirst, die Du jetzt so geschmackvoll trägst."

Sie: „Ich verspreche Dir's, Theurer, aber Du mußt auch mir Dein Wort geben, daß Du niemals eine Glatze tragen wirst."

Sicheres Zeichen.

A.: „Nun, Herr Doktor, wie geht's Ihrem Aeltesten?""

B.: „Danke, . hat famose Anlagen zum Studenten."

A.: „Aber wie wollen Sie das bei einem vierteljährigen Kinde feststellen?"

B.: „O sehr gut, tagüber schläft er und Nachts macht er Skandal!"

Heikel.

Lehrer: „Höre, Michel, gesteh' mir's offen, was hat Dich veranlaßt, Dein einträgliches Maurerhandwerk an den Nagel zu hängen und Landstreicher zu werden?"

Michel: „Ja, wissen's, Herr Lehrer, i hab' amal a Haar im Mörtel gefunden und seit der Zeit ekelt's mir vor der Arbeit."

Doppelt.

„Was wirst Du Deinem Gatten zum Geburtstage schenken?"

„Wahrscheinlich nichts!"

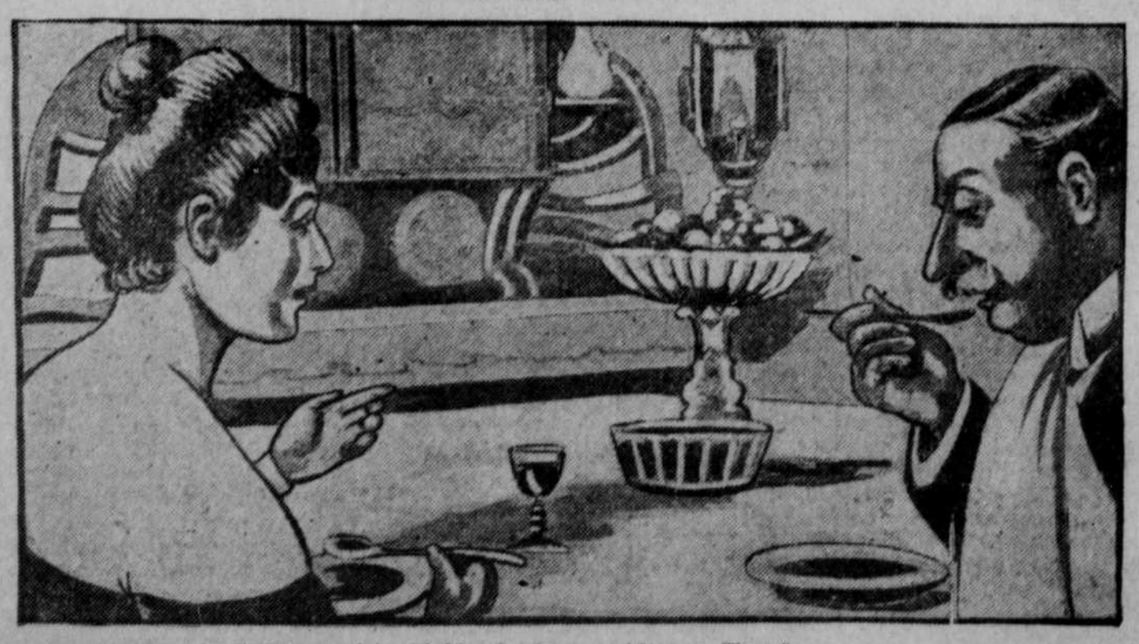
„Aber das hast Du ihm ja im Vorjahre auch gegeben, das hat er ja schon!"

Nur neu!

Frau X.: „Welchem Wohlthätigkeitsverein gehören Sie an?"

Frau Y.: „Dem Cigarrenabschnitteinsammlerverein; es ist das Neueste auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit!"

Die junge Hausfrau.



Er: „Lieschen, das soll Eiersuppe sein, ich schmecke aber gar nichts von Eiern."
„Aber Karl, ich habe doch sechs Eier darin zwei Stunden kochen lassen, draußen kannst Du sie noch sehen!"